stadt in Europa", schreibt der Berichterstatter. „Spielklubs sind in allen Teilen der Stadt wie die Pilze hervorgeschossen. Allein im Westen gibt es in der Nachbarschaft des Kurfürstendammes gegen 60, wie man mir versichert, und die Zeitungen enthalten beständig Annoncen, die mit dem Spiel in Zusammenhang stehen. Croupiers suchen Beschäftigung, Roulettetische werden zum Verkauf angeboten, und nicht die geringste Heimlichkeit wird bei diesem entsittlichenden Treiben beobachtet. Der größte und eleganteste Spielklub liegt Unter den Linden. Hier spielen täglich 500 Personen und mehr, und wenigstens 50 000 Mark werden hier jede Nacht allein für Kartengeld ausgegeben. Kleinere Klubs, die auch sehr viel besucht sind, findet man in den benachbarten Straßen der Linden wie in der Nähe des Zoologischen Gartens. Gegenwärtig werden mehr als 200 000 Mark jede Nacht allein für Kartengeld in Berlin verbraucht. Damit stehen natürlich ungeheure Ausgaben anderer Art im Zusammenhang. Die Kellner in den Klubs verdienen durchschnittlich, wenigstens 500 Mark den Abend, und die Kellner nicht selten 1000 Mark und mehr. Die äußere Erscheinung dieser Klubs ist sehr zurückhaltend; ein kleines Schild an der Tür, oft nicht einmal dies; auf andere Weise wird die Eigenart dieser Wohnungen nicht gekennzeichnet. Betritt man die Räume, so findet man sie bald sehr elegant, bald sehr bescheiden, je nach der Lage. Stets aber befindet sich in den Klubs ein vorzügliches Restaurant, in dem man das beste Essen und die erlesensten Weine zu außerordentlich mäßigen Preisen findet. Sehr oft ist auch noch anderer Luxus vorgesehen. Man kann ein Bad nehmen, kann sich massieren und manikieren lassen und findet auf Verlangen sofort Bedienung durch einen Friseur. Die Maniküre wird besonders von den neuen Reichen bevorzugt, die einen großen Teil des Stammpublikums der Spielklubs ausmachen. Die „Halbklubs" bestehen aus der denkbar gemischtesten Gesellschaft männlichen wie weiblichen Geschlechts. Die dunkelsten Elemente der deutschen Hauptstadt finden sich hier Schulter an Schulter mit Leuten, die zu den besten Gesellschaftskreisen zählen. Da gibt es angesehene Kaufleute und untadlige Ärzte, Rechtsanwälte, Fabrikanten und Bankdirektoren, hohe Beamte, und man flüstert sogar, daß sich auch Richter und Staatsanwälte in dieser Gesellschaft bewegen. Die Klubs werden scheinbar um Mitternacht geschlossen, aber die Vorhänge und Jalousien, die man herunterläßt, sind nur ein Zugeständnis an der äußere Schicklichkeit. Das Spiel geht die ganze Nacht weiter, und ich habe sogar von einem Klub in einem Berliner Vorort gehört, der bis 8 Uhr morgens offen ist. Im Vergleich mit dem, was man hier sieht, dasselbe, was man in jeder Spielhölle sehen kann; eine gierige Menge, die für nichts Sinn hat als für die Befriedigung ihrer Leidenschaft. In den großen Klubs ist es nicht ungewöhnlich, daß einer 80 000 Mark an einem Abend verliert; ein Verlust von 30 000 Mark ist das Tagesdurchschnittsquantum. Heute, die 10 000 Mark verlieren, sind zu zahlreich, um Aufmerksamkeit zu erregen. In den kleineren Klubs kann man sagen, daß der durchschnittliche Verlust pro Person in der Nacht 3000 Mark beträgt. Die Gewinnchancen sind verhältnismäßig groß, aber bei dem langen Spiel macht natürlich die Bank ihre Gewinste. Der größte Verlust, von dem man bisher hörte, waren noch 250 000 Mark an Abend, der größte Gewinn 2 Millionen Mark. Der Glückliche soll ein Staatsanwalt gewesen sein. Dieses Spiel vollzieht sich nicht nur in Berlin, sondern auch in Chemnitz, Krefeld, Essen, Breslau, Hamburg, Dresden, kurz überall in Deutschland, wenn auch Berlin der Hauptschauplatz ist. Zweifellos muß es überraschen, daß die Behörden diese Klubs dulden, aber man sagt zur Erklärung, daß die Finanzsachverständigen sie besteuern und große Einnahmen aus dieser Quelle erzielen wollen."

Kriegshinterbliebenenfürsorge.

Rentenauszahlung bei Wohnungswechsel.

Kriegshinterbliebene, die ihren Wohnsitz wechseln, sollen zur Vermeidung von Stockungen in der Auszahlung ihrer Versorgungsgebührnisse möglichst frühzeitig die Postanstalt des alten Wohnorts von dem bevorstehenden Umzug in Kenntnis setzen. Vielfach kommt es vor, daß Kriegshinterbliebene erst nach der Uebersiedlung ihre neue Adresse der Postanstalt mitteilen, so daß diese erst dann in der Lage ist, der Postanstalt des neuen Wohnorts die Stammkarte zu überweisen. Da die Ueberweisung nicht unmittelbar von Postanstalt zu Postanstalt, sondern durch Vermittlung der zuständigen Oberpostdirektion erfolgt, vergeht dann naturgemäß einige Zeit, bis die Postanstalt des neuen Wohnorts im Besitz der Stammkarte ist und die Rente auszahlen kann. Wenn dagegen die Hinterbliebenen, unmittelbar nachdem sie zum letzten Male in ihrem bisherigen Wohnorte die Rente erhalten haben, der Postanstalt ihre künftige Adresse mitteilen, so kann der Postanstalt des neuen Wohnorts die Karte so rechtzeitig überwiesen werden, daß die nächste Rentenzahlung am neuen Wohnort pünktlich erfolgen kann.

Erhöhung der militärischen Zuwendungen für uneheliche Kinder und Adoptivkinder.

Uneheliche Kinder und Adoptivkinder haben nach dem Militärhinterbliebenengesetz keinen Anspruch auf Hinterbliebenenversorgung. Es können ihnen aber, vorausgesetzt, daß sie bedürftig sind, aus dem sogenannten Härtegleichfonds des Kriegsministeriums Zuwendungen aus Heeresmitteln gewährt werden, auf die zwar ein Rechtsanspruch nicht besteht, die aber, wenn die Voraussetzungen erfüllt sind, kaum jemals verweigert werden. Diese Zuwendungen blieben bisher in ihren Beträgen hinter den Versorgungsgebührnissen zurück, die den ehelichen Waisen nach dem Militärhinterbliebenengesetz zustehen. Ein Erlaß des Kriegsministeriums vom 17. 1. 1919 stellt nunmehr beide Gruppen von Kindern in bezug auf die Höhe ihrer Bezüge den ehelichen Waisen gleich, indem er den Höchstsatz, der bewilligt werden kann, auf jährlich 204 Mk. bzw., wenn die Mutter nicht mehr lebt, auf jährlich 288 Mk. festsetzt. Diese Höchstsätze entsprechen den Versorgungsgebührnissen der ehelichen Kriegswaisen, zuzüglich der seit Juli 1918 gewährten Zusatzzulagen. Zu diesen Beträgen treten seit Juni 1919 die auf alle militärischen Bezüge bewilligten Teuerungszuschläge von 40 v. H.

Eine Erleichterung für die Bewilligung der Zuwendungen an uneheliche Kinder ist in einem späteren Erlaß des Kriegsministeriums vom 4. 4. 19 dadurch geworden, daß die Bewilligung nicht mehr wie bisher davon abhängig gemacht wird, daß der Gefallene tatsächlich für das Kind gesorgt hat, sondern die Voraussetzung schon dann gegeben ist, wenn die Verpflichtung des Gefallenen zur Gewährung des Unterhalts feststand.

Aus der Küche.

Feine Gemüsespeise. Zwei Pfund Schwarzwurzeln werden geschabt und in gesalzenes Essigwasser gelegt. Nach zwei Stunden nimmt man sie heraus und schneidet sie in fingerlange Stücke, die zusammen mit 1½ Pfund feingeschnittenem Kohlrabi in Salzwasser weichgekocht werden. Zwei Pfund geschälte und in Scheiben geschnittene Kartoffeln werden ebenfalls weichgekocht, desgleichen eine starke Hand voll Pilze. Die Gemüse und die Kartoffeln werden zusammengerührt und die Masse in eine gefettete Backform gelegt. Den Saft der Pilze sowie etwas Zitrone durchgeseihten, läßt man sie in der Röhre backen. Aus Tomatenmus oder Krebspaste bereite man eine Tunke, die man kochendheiß über den Gemüsepudding gibt, ehe man ihn aufträgt.

Eierkuchen ohne Ei. Ein halbes Pfund weißes Mehl, etwas Milch, evtl. halb Wasser, 1 Eierkuchenpulver — in Ermangelung von solchem kann man auch ein Backpulver und ein Backpulver mischen — zum Teig verrührt und schnell auf beiden Seiten backen. Wer es liebt, kann auch Zucker in den Teig geben.

Praktische Winke.

Rote Hände. Es wäre unberechtigt, die Eitelkeit allein eine Untugend zu nennen, und nicht nur gestattet, sondern gefordert soll es werden, daß bei der Pflege des Körpers auch dem Schönheitsbegriff Rechnung getragen wird. In diesem Sinne sind rote Hände eine rechte Qual für ihren Besitzer, und man sucht sie so viel wie möglich in Handschuhen zu verbergen. Das ist ein Verfahren, welches häufig das Uebel direkt fördert. Wenn man sich darüber klar wird, wie die Röte der Hände entsteht, so wird man ohne Schwierigkeit finden, daß es die Füllung der feinsten Hautgefäße ist, auf der diese wenig beliebte Färbung beruht. Die Erweiterung der Hautgefäße kann man einmal erfolgen durch zu große Wärme, und auf dieser Tatsache beruhen z. B. die roten Hände, welche bei den Waschfrauen eine stehende Erscheinung sind; sie kann aber auch u. a. eintreten durch Handschuhe, die über dem Handgelenk zu fest schließen und so den Rückfluß des Blutes aus den Hautvenen verhindern. Daher empfiehlt es sich für diejenigen, welche rote Hände haben, möglichst bequeme Handschuhe zu tragen und auch nicht durch warmes Wasser die Haut der Hände zu verwöhnen, ohne daß sie deshalb zwecklos die Haut der Kälte aussetzen dürfen. Täglich kalte Waschungen der Hände sind dagegen zweifellos von Nutzen, die Haut ist hinterher genügend zu trocknen, und ein weicher, bequemer Handschuh von Leder möge sie beim Betreten der Straße vor Wind und Schmutz schützen. Wer diese Regeln befolgt, wird sehr bald ihren günstigen Einfluß sehen, falls die Hautröte nur auf einem der beiden genannten Gründe beruht. Außerdem gibt es aber noch sehr viel ernstere Ursachen, und ein stark geschnürtes Korsett, welches Blutstauungen nach dem oberen Körper veranlaßt, überreiche Mahlzeiten, die das ganze Gefäßsystem allmählich strotzend füllen, Mißbrauch alkoholischer Getränke und zuletzt Herzkrankheiten können ebenfalls rote Hände zur Folge haben. Dr. M.

Druck und Verlag von Langer u. Winterlich, Riesa. — Für die Redaktion verantwortlich: Arthur Höhnel, Riesa.

Erzähler an der Elbe.

Belletr. Gratisbeilage zum „Riesaer Tageblatt".

Nr. 17. Riesa, 16. August 1919. 48. Jahrg.

Jesus — Christus.

Vielleicht fällt diese Ueberschrift dem Leser des „Erzählers an der Elbe" besonders ins Auge, weil er kaum jemals die beiden Wörter Jesus und Christus durch einen Gedankenstrich getrennt und — verbunden gesehen hat. Ein solch kleines Strichlein kann eine große Bedeutung haben; jedenfalls soll es heute für den aufmerksamen Leser außergewöhnlich bedeutsam sein. Der Gedankenstrich soll wirklich zu denken geben und zum Nachdenken auffordern. Es liegt nämlich sehr viel daran, ob wir, nachdem wir „Jesus" gelesen und gesagt haben, auch werden fortfahren können: „Christus". Entweder böse Jesusverehrung oder tatsächlicher Christusglaube!

Daß vor etwa 1900 Jahren auf unserer Erde ein Mann mit dem Eigennamen Jesus gelebt hat, ist Allgemeinbesitz aller Gebildeten. Hat Jesus gelebt? — Diese Frage, so hart sie vor Jahren die Köpfe erhitzt hat (mit dem Herzen hatte diese Frage nie etwas zu schaffen), ist jetzt nicht mehr zu erörtern. Sie muß mit einem runden Ja beantwortet werden. Wer die Geschichtlichkeit einer Person mit dem Namen Jesus bestreitet, darf keinen Anspruch erheben, daß er zu den Gebildeten gerechnet werde. Auch die Ungläubigen unter uns, die modernen Heiden, auch die Juden müssen, sowieso sie gebildet sein wollen, zugeben, daß Jesus von Nazareth der Weltgeschichte angehört. Selbst jene angeblich wissenschaftliche Behauptung, daß Jesus die Kristallisation und Personifikation gewisser Ideen und Anschauungen sei, die damals sozusagen in der Luft lagen, ist vernünftigerweise unhaltbar. Es bleibt dabei: im dritten Jahrzehnt unserer Zeitrechnung ist Jesus von Nazareth vor den Toren der alten Königsstadt im Osten des römischen Weltreiches gekreuzigt worden. Und in dem Gekreuzigten haben Augen- und Ohrenzeugen den „Christus" gesehen.

So häufig der Name Jesus (Josua, d. h. Hilfe, Helfer) einst im Volke Israel gewesen ist, so gern das alttestamentliche Bundesvolk in der Namengebung — vorbildlich! — seine Religion wiederspiegelte und „heilige" Namen liebte, seitdem Maria von Nazareth ihr in Bethlehem geborenes Kind, göttlichem Auftrag gehorsam, Jesus genannt hatte, ist wie wieder in der Christenheit dieser Name einem Bunde gegeben worden. Wir haben die Namen Peter und Paul, Johannes, Andreas und andere „heilige" Namen, auch Timotheus-Timotheus, Gottlieb-Theophilus, Elisabeth, Maria und Martha bei den christlichen Völkern, doch scheuen sich christliche Eltern den Namen Jesus zu geben.

Christian, Christine, Christa kommen wohl vor, aber der hochgelobte Christusname selber ist für arme, elende, sündhafte Menschen „unnennbar, unerträglich und unerfindbar". Das würde mit Recht als frevelhafte Anmaßung, als Gotteslästerung bezeichnet werden müssen. Der Ehrenname Christus gebiert nur jenem Einen. Nun kommt aber eben alles darauf an, ob wir dem geschichtlichen Jesus von Nazareth den Titel und Rang „Christus" zubilligen oder nicht. Hier heißt es: entweder — oder, der Mensch Jesus — der Gottessohn Christus!

Christus ist griechisch, hebräisch heißt Messiah, zu deutsch Gesalbter, gemeint ist: der von den Propheten verheißene, von den Frommen des alten Bundes erwartete himmlische König, der Herr der Herrlichkeit. Jesus ist mit dem Anspruch aufgetreten, der verheißene Messias zu sein. Er selbst hat es der Samariterin am Jakobsbrunnen, dem Hohepriester „in der Nacht, da er verraten ward", feierlich bezeugt. Und die Jünger legten vor Ihm und zu Ihm das Bekenntnis ab: Du bist der Messias! Du bist Christus! Und die Predigt der Apostel, die Verkündigung der Kirche, das Kennzeichen aller gläubigen Christen lautete: Jesus ist der Messias. Dies ist das erste grundlegende Bekenntnis der Urgemeinde, es wird das letzte Bekenntnis des letzten Christen auf Erden sein, wie es das Triumphlied der Erlösten und der Lobgesang der Vollendeten ist und bleibt. Dahin soll jeder christliche Religionsunterricht, alle christliche Jugendunterweisung, die gesamte Predigttätigkeit abzielen: daß Jesus sei der Christus!

Christus — nicht ein leeres Wort oder eine frommen Floskel — ist also bereits ein Glaubensurteil, Ausdruck persönlicher Ueberzeugung, Gewissensentscheidung und Herzenssache. Diese Bezeichnung schließt die Anerkennung seiner ewigen Gottesfohnschaft, himmlischen Herkunft, göttlichen Herrlichkeit, messianischen Heilandsmacht in sich ein. Nicht Verehrung für Jesus, nicht Bewunderung seiner Person brauchen wir — Menschenverehrung und Götzenanbetung haben wir genug und übergenug — das hilft nicht, rettet nicht, beseligt nicht, sondern wirklich helfen und ewig nützen kann uns Christen einzig und allein der lebendige, tatsuche, weltüberwindende Glaube an Christus, unsern Herrn!

Wir sehen, daß der Gedankenstrich zwischen Jesus und Christus höchst wichtig war. Das kleine Strichlein wollte zu einer großen Entscheidung führen. Die Frage, ob die Jesus — Christus ist, dem alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden, ob er dein Heiland und dein Herr, sollte dir zur Gewissensfrage werden, die dir keine Ruhe läßt, bis du eine klare Antwort hast.

Gedankenstriche trennen oder — verbinden. Einst wird Jesus Christus einen Strich ziehen zwischen Sich und denen, die Ihn nicht als Christus anerkennt und angebetet haben. Das wird dann freilich kein bloßer Gedankenstrich mehr sein, sondern das endgültige Urteil des Weltenrichters, eine Scheidung für alle Ewigkeit.

Pfr. Buchneck.

Wie schön bist du, Natur.

Von Gustav Schröer.

Nachdruck verboten.

Hans Eberlein war von Jürgen Stärkrade eingeladen worden, die Ferien im Hainauer Pfarrhause zu verleben und hatte versprochen zu kommen. Einfach darum hatte er zugesagt, weil er neugierig war; denn Jürgen Stärkrade erzählte von seinem Daheim, als gäbe es in allen vier Himmelsrichtungen nirgends wieder ein Hainauer Pfarrhaus. Es war ein Schwärmer, Hans Eberlein dagegen ein nüchterner Kopf, den das Schicksal in die Steinwüste der großen Stadt verschlagen hatte. So vermochte er, wenn von den Schönheiten draußen in Wald und Heide, zwischen See und Sumpf die Rede war, nicht recht mitzukommen. — —

Es war ein lachend klarer Junitag, an dem er auf dem Hainauer Nachbarbahnhofe ausstieg. Da er sich nicht angemeldet hatte, konnte er schon vom Bahnhof aus abenteuerlustig in die Wiesen hinein schlendern, dem niedrigen Höhenzuge zu, hinter dem Hainau liegen sollte. In den frühen Morgenstunden war ein Regen niedergegangen. Die Luft trug Duftwolken aus den Gärten am Wege herüber. Die Blumen standen da wie blumenstrahlende Körbchen in einer Lichtfülle, die blendete. Vögel prosteten mit ihrem frisch gewaschenen Kleide, und die Menschen, die Hans Eberlein begegneten, schritten einher wie Herren. Im Laubwalde klang der Tropfenfall fein, harmonisch gestimmt, gleich silbernen Glöckleln, und die Sonnenstrahlen, die durch das blitzende Grün brachen, waren wie leuchtende Speere, die ein königlicher Kämpfer schwang.

Die Freude sprang in des jungen Wanderers Herzen hoch auf, so lachend frei, daß er, den Hut in den Nacken schiebend, die schlanke Gestalt recken mußte, das lockige Haupt in Licht und Luft zu heben. Da kam ihm zwischen den Stämmen ein Lied entgegen. „Wer recht in Freuden wandern will." Zwei Männerstimmen, edelklingend wie lauteres Glockenerz, und eine Frauenstimme, die sich den anderen, die Melodie führend, harmonisch zum Dreiklange fügte. Die Bäume nahmen den Sang in ihre Arme, wiegten ihn wohlgefällig einen Augenblick und schwangen ihn hinauf.

Und mitten im Sange ein jauchzendes: „Halla, Holdrioh! Hans Eberlein!" Jürgen Stärkrade hielt ihm die Hand entgegen, grüßte ihn mit strahlenden Augen, und machte ihn Vater und Schwester bekannt. Der Pfarrer war nur einen Strich kleiner als sein Sohn und dessen Freund, und Jung Stärkrade, der lauter goldene Lichter über den Scheitel zuckten und ein warmer Schein in den breitbewimperten Blauaugen saß, reichte dem Bruder gut über die Schulter hinaus.

„Wir haben Sie nicht suchen wollen", sagte Pfarrer Stärkrade, „da wir Sie aber gefunden haben, ist es umso schöner. Sie hätten, wenn wir uns schlängeln, den ganzen Tag mit meiner Frau allein zubringen müssen, und wenn ich auch meiner treuen Hausehre durchaus nicht nachsagen will, daß sie Ihnen nichts zu geben vermocht hätte, so sind Sie doch nicht gekommen, um mit Pfarrersfrauen zu plaudern, sondern Sie wollen schweigen. — Nun wollen wir vorerst mal umkehren."

SLUB
Wir führen Wissen.